

BILD DES MONATS

Das »neue Gesicht«**Personenaufzug schmückt Fassade des Gemeindehauses**

Erstmals wurden am Degerlocher Gemeindehaus der Templer größere bauliche Veränderungen vorgenommen. Am deutlichsten tritt dies dem Auge des Besuchers in Gestalt des neuen Personenaufzugs entgegen, der den Eingangsbereich mit dem Untergeschoß und den beiden Obergeschossen verbindet. Das Gemeindehaus ist von den Architekten Wolfgang Bitzer und Willy Beilharz erbaut und am 9. April 1967 vom damaligen Gebietsleiter Jon Hoffmann seiner Bestimmung übergeben worden. Siehe auch den Bericht von Rolf Hänel über die jetzt erfolgten Umbaumaßnahmen auf Seite 169.

Weihnachtsgeschenke

Weihnachten wird vom Handel geprägt und von der Werbung. Ein New Yorker Kaufmann soll einmal angesichts eines ertragreichen Weihnachtsgeschäftes ausgerufen haben: »What a good friend do we have in Jesus!« Ich will mich über die Prägung der Weihnachtszeit durch den Handel nicht entrüsten. Das wäre pharisäerhaft. Es ist an sich ein schöner Zug des Menschen, daß er zu Weihnachten anderen eine Freude bereiten, das heißt konkret, ihnen etwas schenken will. Und daß Industrie und Handel die

Geschenke liefern wollen und zu diesem Zweck die Musik erklingen, die Weihnachtsmänner aufmarschieren und die Engel herbeischweben lassen, ist auch nicht ungewöhnlich.

Bei der Schenkung ist zu unterscheiden zwischen der Freude des Beschenkten am Geschenk und der Freude des Schenkers an der Freude des Beschenkten. Je höher der Lebensstandard ist, desto schwerer fällt es, diese Freuden durch materielle Geschenke auszulösen. Das war in Zeiten des Mangels anders, als ein Gast im Wirtshaus auf die Frage »Was gibt's?« zur Antwort erhielt: »Was gibt's gibt's nicht, höchstens gibt's was? Aber auch das gibt's nicht!«

Ich will den Umsatz beim Weihnachtsgeschäft nicht schmälern. Aber wäre es nicht auch wirkungsvoll, den Nächsten mehr Verständnis, mehr Fairness, mehr Freundlichkeit, mehr Offenheit zu schenken? Auch das würde sowohl dem Beschenkten wie dem Schenker Freude machen. Solche Vorschläge sind nicht originell. Die meisten Weihnachtspredigten enthalten sie. Aber sie sind wichtig und richtig. Viele Menschen leiden an ihren Mitmenschen, und zwar ohne daß diese das bemerken. Das war wohl schon immer so, aber in der Wohlstandsgesellschaft sind wir empfindlicher geworden. Eine Verfeinerung im Umgang könnte Wunder wirken, was ja gut in die Weihnachtszeit paßt.

Auch sollten wir den Begriff des Nächsten nicht zu eng verstehen. Viel Unheil ist über die Menschheit dadurch gekommen, daß fälschlich unter »Nächster« nur der Gleichgesinnte und Vertraute verstanden wurde und der Andersdenkende, der Fremde, nicht. Die christliche Lehre kennt diese Begrenzung nicht. Sie fordert eine menschliche Haltung gegenüber Fremden, ja sogar gegenüber Feinden. Die Asylbewerber sind Fremde. Sie können von Christen erwarten, als Nächste angesehen zu werden.

Auf keinen Fall dürfen in Deutschland jemals wieder Rassenwahn, Rassenhaß und Fremdenfeindlichkeit Fuß fassen. Die Bundesrepublik hat lange gemeinsame Grenzen mit anderen Staaten. Sie hat sich immer bei der Aufnahme von Fremden großmütig gezeigt.

Ein britisches Regierungsmitglied in der Ära von Lady Thatcher sagte mir in der sich zwischen Scherz und Ernst bewegenden britischen Art, er danke Gott jeden Tag, daß das Vereinigte Königreich aus Inseln bestehe. Unsere besonderen Probleme sind in den befreundeten Ländern durchaus bekannt. Suchen wir, sie so zu lösen, wie es der weihnachtliche Geist und die Vernunft, mit der uns Gott beschenkt hat, nahelegen.

Manfred Rommel, ehem. Oberbürgermeister, in »Zeitzeichen«, 12/2000

Wenn ich wüßte ...

Gedanken von Konfirmanden zur »wagenden Zuversicht«

Den Konfirmations-Gottesdienst der Stuttgarter Tempelgemeinde am 28. Oktober haben die beiden diesjährigen Konfirmanden Hanna Thaler und Sebastian Hänel sowie zwei Jugendliche aus der letzten Konfirmandengruppe mitgestaltet. Im Mittelpunkt des Gottesdienstes stand der Ausspruch Luthers »Und wenn ich wüßte, daß morgen die Welt unterginge, so würde ich doch heute noch mein Apfelbäumchen pflanzen«. Die Konfirmanden hatten dazu eigene Gedanken vorgetragen. Wir geben nachstehend drei dieser bemerkenswerten Beiträge wieder.

Es geht um die Frage, ob wir uns wirklich für eine gute Sache anstrengen sollten, auch wenn wir genau wüßten, daß es uns eigentlich nichts mehr bringt. Meiner Meinung nach kann es nie zu spät sein, etwas Gutes zu tun. Und auch wenn man selbst die Früchte nicht mehr ernten kann, sollte man das Apfelbäumchen pflanzen. Ich würde das Lutherwort ein bißchen umformulieren: Gerade wenn ich wüßte, daß morgen die Welt unterginge, würde ich heute mein Apfelbäumchen pflanzen, gerade deshalb. Denn auch, wenn es so scheint, als wäre alles verloren, darf man die Hoffnung und den Glauben nicht aufgeben.

Aber es geht, denke ich, noch um mehr als die Hoffnung, nämlich um die Tat, die man aus ihr heraus begeht. Das Losungslied der Tempelgesellschaft sagt ja auch: »Mit Wünschen und Warten sich selber vertrösten, mit Hoffen und Meinen erkämpft sich kein Sieg.« Nur wagende Zuversicht ist es wirklich, die uns weiterbringt. Wenn jeder so denken würde wie Martin Luther, könnte die Welt wahrscheinlich gar nicht untergehen.

Zeichen der Hoffnung sieht man überall, eigentlich ist es jedes neue Leben: wenn am Straßenrand noch Blumen wachsen, Menschen tolerant und liebevoll miteinander umgehen, Vorurteile verschwinden oder wenn Kinder verantwortungsvoll mit der Natur umgehen. Zeichen des Vertrauens können sein, wenn Menschen sich aufeinander verlassen können, aber auch, wenn man an Gott glaubt. Zeichen der Zuversicht sieht man in lachenden Gesichtern, an zufriedenen Menschen oder wenn jemand eine schwere Krankheit überlebt hat.

Hanna Thaler

Ich glaube, daß Martin Luther mit diesem Satz sagen wollte, daß es immer eine Hoffnung gibt, daß die Welt doch nicht untergehen wird oder daß dieser Baum den Untergang überstehen könnte und somit die Hoffnung für ein neues Leben verstärken kann. Zu den Zeiten, in denen nicht alles in meinem Leben so gut klappt wie ich möchte und alles schief läuft, können mir diese Gedanken als Aufforderung sagen, daß ich die Hoffnung niemals aufgeben sollte, daß es sicher ir-

gendwann wieder besser klappen wird, was im Moment noch schlecht ist.

Ein Baum wächst langsam und braucht sehr viel Zeit, um in seiner stattlichen Größe dazustehen. Mit dem Baum kann man besser wie mit einer anderen Pflanze ausdrücken, daß Zeit und Raum überbrückbar sind, da er für eine sehr lange Zeit eine Schönheit ausstrahlt. Wenn Martin Luther sagen würde: »... dann pflanze ich heute noch eine Blume«, würde die große Hoffnung nicht so zum Ausdruck kommen, da eine Blume nur für kurze Zeit ihre Schönheit zeigt und dann verwelkt.

Ich kann mein Leben gut mit dem eines Baumes vergleichen. Beide wuchsen wir aus einem kleinen Samen bis zur jetzigen Größe. Beide haben wir tiefe Wurzeln, die unser Leben möglich machen. Weht ein Sturm durch seine Zweige oder läuft mein Leben nicht gut, so hält uns das Wissen aufrecht, daß die Zeit unendlich ist und wir nicht nur im Augenblick leben. Wenn ich zurückschaue auf mein ja noch nicht so langes Leben, führte jede Aufregung mit der Zeit doch zu einem guten Ende oder auch einem Anfang.

Sebastian Hänel

Diese Aussage ist für mich ein Ausdruck der Hoffnung. Viele Menschen sind in der heutigen Zeit nicht mehr bereit, ein Apfelbäumchen zu pflanzen, da sie davon ausgehen, daß sie selber die Früchte ihrer Arbeit nicht mehr werden ernten können. Sie würden das Bäumchen für nachfolgende Generationen pflanzen – und das geht über ihre Bereitschaft hinaus. Außerdem nimmt die Undankbarkeit in unserer Gesellschaft immer weiter zu. Wer könnte also davon ausgehen, daß jemals einer dankbar und anerkennend einem Apfelbaum gegenüberstehen würde?

Aber um auf die Aussage Martin Luthers zurückzukommen: für mich steht hier die Frage nach der Zukunft im Vordergrund. Gibt es noch Hoffnung? Ich habe eine Freundin gefragt, was ihr bei diesem Ausspruch für Gedanken kommen, und sie bezeichnete Luther als einen »gnadenlosen Optimisten«! Wenn ich wüßte, daß morgen die Welt unterginge, so würde ich den vielleicht letzten Tag meines Lebens anders verbringen, als einen Baum zu pflanzen! Ich würde wahrscheinlich Probleme mit Freunden und Verwandten klären oder ich würde ihn einfach genießen. Doch Luther würde ein Apfelbäumchen pflanzen, das eventuell am nächsten Tag mit der Erde untergeht. Das drückt die starke Hoffnung aus, daß es vielleicht doch eine Zukunft gibt und sich das Apfelbäumchen irgendwann auszahlt. Ich würde nicht so weit gehen, an eine Zukunft im Sinne von »Leben nach dem Tod« zu denken, sondern eher an eine ungewisse, offene Zukunft, von der wir nicht wissen, was sie für uns bereit hält.

Vom Hintergrund täglicher Nachrichten in Presse und Fernsehen ist es verständlich, beim Stichwort »Zukunft« zunächst einmal Ängste zu haben und negativ zu denken. Bereits jetzt sind viele Menschen arbeitslos, etwas 18 000 Kinder sterben jeden Tag an Unterernährung, und das Geld- und Konsumdenken ge-

winnt immer mehr die Oberhand. Wie soll das erst in 20 Jahren aussehen, wenn gerade in den Entwicklungsländern die Bevölkerung so anwächst.

Aber es sind auch Zeichen zu erkennen, die Hoffnung auf eine schöne Zukunft mit Vertrauen und zwischenmenschlicher Wärme machen. So wollen immer mehr Menschen anderen, die es nicht so gut haben, helfen. Nie war die Zahl der Hilfsorganisationen und der Spenden so hoch wie jetzt.

Aber solche Zeichen, die mir Hoffnung machen, sind auch in meiner unmittelbaren Umgebung zu erkennen. Wenn sich zum Beispiel noch jemand über Kleinigkeiten freuen kann und Gefallen zu schätzen weiß, so kann es mit unserem Konsumdenken doch noch nicht so weit gekommen sein. Aber leider nehmen wir die meisten Dinge schon als Selbstverständlichkeit hin und fragen nicht mehr, wieviel Arbeit vielleicht dahinter stecken mag.

Aber es gibt auch noch andere Zeichen, die mir Zuversicht geben. So ein Zeichen ist z.B. die Gewißheit, immer geliebt zu werden, und die Hoffnung, immer Freunde zu haben, auf die man zählen und auf die man sich verlassen kann.

Was einem auch Vertrauen in die Zukunft geben kann, sind eigene Ziele und Träume, die man im Leben zu erreichen versucht. Denn ohne Ziele, auf die man hinarbeiten kann, sieht auch die Zukunft nicht besonders ansprechend aus. Es ist schön, wenn man seine Aufgabe im Leben findet und diese wahrhaft leben kann. So hoffe ich, daß auch die Zukunft nicht ganz so düster wird, wie viele sie beschreiben. Aber ich denke, daß Werte wie Menschlichkeit, Liebe, Freundschaft und Vertrauen immer weiter Bestand haben und aktuell bleiben. Dafür steht für mich das Bild des Apfelbäumchen-Pflanzens – und das gibt mir Hoffnung!

Christine Klingbeil

Modernisierung des Gemeindehauses

Bericht über die erfolgten Umgestaltungen und Neuerungen

Ursprünglich sollte nur der Saal umgestaltet oder zumindest renoviert werden. Doch ehe damit begonnen werden konnte, stellte sich die Frage, was mit dem Rest des Gemeindehauses geschehen sollte. Es war die Küche »in die Jahre gekommen« und entsprach auch nicht mehr den Ansprüchen der Gemeinde. Generell stellte sich uns die Frage, wie das Gemeindehaus den derzeitigen und zukünftigen Anforderun-

gen gerecht werden könnte. Dieses Haus, von vielen lieb gewonnen, war sorgfältig und gewissenhaft geplant und gebaut worden. Ich kann nur immer wieder meinen Respekt vor den damaligen Planern ausdrücken: eine bis ins Detail gelungene Arbeit! Es entsprach voll den damaligen Ideen und Voraussetzungen jener Zeit. Doch mittlerweile haben sich die Ansichten und Anforderungen geändert.

Schon länger war das Fehlen eines Aufzuges immer wieder bemängelt worden. Vielen älteren Besuchern war das Treppensteigen einfach zu beschwerlich geworden. Auch bei größeren Veranstaltungen zeigten sich Mängel. Die Saalbühne konnte nur sehr wenig genutzt werden, weil sie als Stuhl- und Tischlager mißbraucht werden mußte. Bei Veranstaltungen im Klubraum mußte das Geschirr und alles andere mühevoll nach oben getragen werden. Sicher, irgendwie ging es immer. Man fand jugendliche, starke Helfer, die die Getränke und das Geschirr nach oben schleppten und nach der Veranstaltung wieder nach unten. Wie oft haben wir uns gewünscht, daß ein Aufzug vorhanden wäre!

Jetzt haben wir einen schönen gläsernen Aufzug, renovierte und erweiterte Sanitärräume und auch eine neue Küche, die bereits ihre erste Bewährungsprobe bestanden hat. Aber es war ein weiter und schwerer Weg, bis es soweit kam, und dieser ist immer noch nicht zu Ende.

Um das ganze Projekt in Angriff nehmen zu können, holten wir uns professionelle Unterstützung vom Architektenbüro Schwarz. Wir wollten wissen, wie ein berufsmäßiger Planer und Gestalter dieses Problem angehen würde und welche Ideen daraus entstehen könnten. In vielen Besprechungen entstanden einige Vorschläge, die der Mitgliederversammlung im Jahr 2000 vorgestellt wurden. Damals wurde auch ein erster Kostenrahmen festgelegt, da

wir ja nicht über unbegrenzte Mittel verfügen. Von der Gebietsleitung war ein Bauausschuß eingesetzt und mit der Detailplanung beauftragt worden.

Doch zuerst mußte der formelle Weg beschritten werden. Bauvoranfragen beim Baurechtsamt wurden gestellt, Genehmigungen bei Feuerwehr und Nachbarn eingeholt und dann das Baugesuch gestellt. Leider hatten sich die Bauvorschriften in den letzten 30 Jahren derart geändert, daß z.B. die Anforderungen des Brandschutzes nicht mehr erfüllt werden konnten. Auch waren an die Genehmigung des Außenaufzuges einige Auflagen des Baurechtsamtes geknüpft. So mußte zusätzlich ein behindertengerechtes WC eingebaut werden. Besonders die Brandschutzauflagen im zweiten Obergeschoß bereiteten uns einige Kopfschmerzen.

Dann begannen die Anfragen an verschiedene Lieferanten und Handwerker für Aufzug, Rohbau, Stahlbau, Sanitärausstattung, Küche, Elektrik, Verputzarbeiten, Fliesenlegerarbeiten, Malerarbeiten, Fenstereinbau und anderes. Nach und nach wurden die einzelnen Gewerke vergeben. Schwierig war es, zwischen dem idealen Ausstattungswunsch und dem festgesetzten Kostenrahmen zu entscheiden. Nicht immer war der Bauausschuß einer Meinung, so daß immer wieder Kompromisse geschlossen werden mußten.

Doch schließlich konnte an die eigentliche Terminplanung gedacht werden. Die Bauarbeiten wurden so ge-

plant, daß sie vorwiegend über die Veranstaltungspause im Sommer ausgeführt werden konnten, um so wenig wie möglich den Gemeindehausbetrieb zu behindern.

Nach dem eigentlichen Baubeginn verwandelte sich das Gemeindehaus in kürzester Zeit in eine richtige Baustelle mit allen damit verbundenen Unannehmlichkeiten. Die alten Sanitärräume wurden abgebrochen und die Decke abgerissen. Dabei stellte sich heraus, daß die vermeintliche Lüftung sich nur als Öffnung in der Decke herstellte, die nirgendwohin führte. Es wurde daraufhin beschlossen, eine richtige Lüftung in die WCs einzubauen.

Gerade bei solchen Umbauten verbergen sich leider immer wieder eine ganze Reihe von Unklarheiten, die sich erst während der Bauphase erkennen lassen und daher nur sehr schwer in die ursprüngliche Planung mit aufgenommen werden können und daher auch mit ungeplanten Kosten verbunden sind.

Nach den Rohbauarbeiten in den Sanitärräumen konnte mit den Rohbauten außerhalb des Gebäudes begonnen werden. Eine über fünf Meter tiefe Grube mußte ausgeschachtet werden, um den Unterfahrbereich und Teile der Hydraulik des Aufzuges unterzubringen. Aus Sicherheitsgründen mußte noch eine zusätzliche Stützmauer zum Gehweg hin gebaut werden, weil bei der Schräglage der Baugrube Einsturzgefahr bestand und somit ein sicheres Arbeiten in der Grube nicht gewährlei-

stet war. Eine Alternative wäre eine Vergrößerung der Baugrube in Richtung Gehweg und Straße gewesen, die aber zu aufwendig geworden wäre.

Ein wichtiger Bauabschnitt war die Anlieferung und das Aufstellen des stählernen Aufzugturmes. Ein Tieflader mit dem etwa 15 Meter langen Stahlgewölbe stand auf der Straße vor dem Gemeindehaus, bis der Autokran die richtige Aufstellposition gefunden hatte. Sehr zum Ärger unserer benachbarten Polizeiwache, die diesen »gravierenden« Eingriff in den Straßenverkehr nicht zulassen wollte. Doch nach einer kurzen Zwischenlagerung auf dem benachbarten Gelände der Katholischen Kirche konnte der Stahlurm endlich gesetzt werden. Langsam ließ sich erkennen, was da gebaut wurde.

Die eigentliche Verbindung zwischen Gebäude und Aufzugsturm wurde relativ spät durchgeführt, da man verhindern wollte, daß das Gebäude zu lange offen steht. Bei den unteren Stockwerken wurden die Fenster entfernt und die restlichen Mauern abgebrochen, doch im oberen Stockwerk mußte die Betonsäge her, um die Wandöffnung herzustellen.

Langsam wandelte sich die Baustelle. Mit Einsetzen der Fensterfassade wurde das Gebäude wieder geschlossen. Sogar das Wetter hatte mitgespielt und sich während der offenen Phase relativ ruhig verhalten.

In der Küche war man indessen auch nicht untätig geblieben. Nachdem die Küchenplanung nach intensiven Dis-

kussionen abgeschlossen war, wurden nach Angaben des Küchenbauers die Versorgungsleitungen für Wasser und Strom gelegt und neue Fliesen eingesetzt. Auch das Küchenfenster wurde wegen des Austritts der Dunstabsaugung geändert.

Leider sind wir nicht von Terminverzögerungen verschont geblieben, da einige Handwerker ihre Termine aus verschiedenen Gründen nicht einhalten konnten. So mußte einigemal die Terminplanung korrigiert werden. Doch schließlich konnte das Gemeindehaus wieder seiner Bestimmung übergeben werden, nicht ohne eine vorherige massive und personenintensive (aus eigenen Reihen!) Vollreinigung des Gebäudes. Noch ist die Renovierung nicht vollständig abgeschlossen, einige Arbeiten müssen noch erledigt werden. So ist unter anderem die Gartenfront wieder herzustellen, und der Bereich zwischen Küche und Bühne als Stauraum für Servierwagen und Geschirr auszubauen. Dieser Ausbau soll vorwiegend in Eigenarbeit ausgeführt werden.

Die Bewährungsprobe hat die Küche, wie ich meine, sehr gut bestanden. Es ist hier ohne weiteres möglich, auch größere Bewirtungen durchzuführen. Sicher fehlen noch einige Küchenutensilien, doch die lassen sich bei Bedarf nach und nach anschaffen. Dazu ein kleiner Kommentar aus der Küche während der diesjährigen Konfirmation, bei der ein umfangreiches Menü mit anschließender Kaffeetafel für über

70 Personen in der Küche zubereitet wurde: »Wie krieg i denn die Nudla aus dem Topf, mir brauchet no a große Zang«. Das Nudelsieb tat es dann auch.

Alles in allem erlaube ich mir zu sagen, daß der Umbau meiner Meinung nach ganz gut gelungen ist. Meinen ganz besonderen Dank möchte ich in erster Linie den Mitgliedern des Bauausschusses sagen, die da wären: Claudia und Ella Mutschlechner, Jörg Klingbeil, Jörg Struve und meiner Wenigkeit. Es war nicht immer einfach mit uns allen, wir hatten oft intensive Diskussionen, aber wir alle haben solch ein großes Projekt ja auch noch nicht oft gemacht. Doch, ich denke, wir haben alle sehr viel dabei gelernt. Vielen Dank euch allen!

Danken möchte ich auch dem Architekturbüro Schwarz, besonders Herrn Zaiser, der als verantwortlicher Bauleiter einen nicht unerheblichen Beitrag zum Gelingen dieser Baumaßnahmen geleistet hat.

Es liegt nun an uns allen, dieses Gemeindehaus wieder mit Leben zu erfüllen. Wir haben einige neue Möglichkeiten geschaffen, das Haus zu nutzen. Vielleicht wachsen nun auch neue Ideen bei den Freunden und Mitgliedern der Tempelgemeinde, Anwendungen dafür zu finden.

Die ursprüngliche Idee, den Saal umzugestalten, ist nicht vergessen worden. Wir haben jetzt die Voraussetzungen geschaffen, auch dieses Projekt in Angriff zu nehmen.

Rolf Hänel, Leiter des Bauausschusses

Aus dem Archiv

Unter dieser Rubrik stellen wir immer wieder Bücher vor, die neu in unserer kleinen, aber sehr vielfältigen Archivbibliothek Aufnahme gefunden haben. Natürlich haben sie alle, manchmal nur im weitesten Sinn, mit der Geschichte der Tempelgesellschaft zu tun. Diese Bücher kann man sich ausleihen. Da aber nur ganz vereinzelt davon Gebrauch gemacht wird, bin ich mir nicht sicher, ob diese Hinweise überhaupt zur Kenntnis genommen werden.

Professor Alex Carmel hat uns im Oktober im Archiv besucht und uns einen herrlichen Prachtband als Gastgeschenk überreicht: Bernhard Dichter, **»Akko – Bauten aus der Türkischen Zeit«**, herausgegeben durch das Gottlieb-Schumacher-Institut der Universität Haifa. Dem Ingenieur (1911-1991), 1950 aus Rumänien kommend, wurde die Vermessung der Altstadt Akkos übertragen. Diese Tätigkeit entwickelte sich zu einer lebenslangen Leidenschaft des Sammelns und Bewahrens. Daraus ist nun ein Buch entstanden, das mit vielen ganzseitigen Farb fotografien von bester Qualität ausgestattet worden ist. Der Text (in Englisch, Deutsch, Hebräisch und Arabisch) führt den Leser in die erregende Geschichte dieser Stadt. Alex Carmel hat nach dem Tod des Freundes, zusammen mit seinem Schüler Zalmann Baumwoll, die Arbeit Dichters zusammengefügt, ergänzt und für die Herausgabe gesorgt: ein wunderschönes Buch!

Ein zweites eher unscheinbares Buch hat uns Professor Carmel noch auf den Tisch gelegt, eine Festschrift: Yaron Perry und Erik Petry (Hrsg.), **»Das Erwachen Palästinas im 19. Jahrhundert – Alex Carmel zum 70. Geburtstag«**, erschienen im Verlag W. Kohlhammer. Unter dem Titel »Judentum und Christentum« widmen sich die Autoren den verschiedensten Themen. Herausgegriffen sei zum Beispiel: Benjamin Z. Kedar, »Eine Luftaufnahme von Schumachers Ausgrabungen in Megiddo«. Hier erleben wir dessen Ausgrabungen auf dem Tell-el-Mutesellim mit, die er für den Deutschen Verein zur Erforschung Palästinas durchgeführt hatte.

Von Ejal Jakob Eisler stammt der sehr aufschlußreiche Beitrag »Kirchler im Heiligen Land – Die evangelischen Gemeinden in den württembergischen Siedlungen Palästinas 1886-1914« (in Haifa, Jaffa und Waldheim). Manches ist uns vertraut, vieles aber unbekannt. Erwähnt sei auch noch die Arbeit von Erik Petry »Die 'Erste Alija' – Geschichte und Wirkung der ersten großen jüdischen Einwanderung 1882-1904«. Fehlende ausreichende Geldmittel, keinerlei landwirtschaftliche Kenntnisse und nicht zuletzt das Klima ließen die Koloniegründungen fast scheitern, hätte nicht der Pariser Baron Edmond de Rothschild eingewilligt, mit einem Hilfsprogramm das Siedlungsunternehmen aufzufangen.

Sehr persönlich sind die im Anhang sich findenden Grußworte geschrieben, die vom Bundespräsidenten Johannes Rau über Wolfgang Hasenclever, Klaus Schütz bis zu Ludwig Beilharz reichen. Ein großartiges Symposium zu Ehren Professor Carmels.

Und auf noch ein Buch möchte ich besonders hinweisen: **»Deutsche Kolonisten im Heiligen Land – Die Familie John Steinbeck in Briefen aus Palästina und USA«**, bearbeitet und erläutert von Jakob Eisler, S. Hirzel Verlag Stuttgart/Leipzig 2001. Wieder einmal ist es Dr. Eisler gelungen, Unbekanntes ans Tageslicht zu bringen. Nicht einmal der amerikanische Schriftsteller John Steinbeck selbst hatte gewußt, daß sein Großvater Johann Adolf Großsteinbeck (1832-1913), aus dem Bergischen Land bei Düsseldorf stammend, zu den Pionieren der modernen Kolonisation Palästinas gezählt werden kann. Erst 1966 hat sich John Steinbeck auf die familiäre Spurensuche in Israel begeben. In einem seiner Briefe heißt es: »Ich arbeite gerne in meinem Studierzimmer mit dem Portrait meines ernsthaft dreinschauenden Großvaters neben mir.« Dr. Eisler hat diesen Schatz an Briefen aus einem hundertjährigen Schlaf in einer Holztruhe befreit. Es lohnt sich sehr, diese Briefe zu lesen.

Zum Schluß möchte ich noch an den letzten Vortrag Dr. Eislers erinnern, den er am Gründungstag im Saal der Tempelgemeinde gehalten hat. Hier hat er Johann Christian Fallscheer ein

Denkmal gesetzt (siehe auch »Warte des Tempels« September 2001). Sein Beitrag ist im Franz Steiner Verlag Stuttgart unter dem Sammeltitle »Mission und Gewalt« erschienen, eine sogenannte Werkstattarbeit: **»Gewalt gegen die protestantische Mission in Nablus und die nachfolgende Versöhnung (1854-1901)«**. Bischof Gobat hatte den »Handwerker-Missionar« aus St. Crischona bei Basel nach Nablus berufen. J.Chr. Fallscheer hat es verstanden, durch seine Lauterkeit und Geradlinigkeit, gepaart mit tiefem Glauben und mit großer Toleranz gegenüber Andersdenkenden unterschiedlicher Bekenntnisse, in Nablus Frieden zu stiften – sichtbar und deutlich, indem er unter anderem durchsetzte, daß neben dem Neubau der protestantischen Kirche eine Moschee erbaut wurde, sozusagen Tür an Tür. Beispielgebend für unsere heutige Zeit!

Der Heimatgeschichtlicher Fritz Barth hat ein neues Buch vorgelegt. Liebevoll bebildert, berichtet es über Personen, Episoden und Überliefertes aus Calmbach, Wildbad und weit darüber hinaus, vormals und heute. **»Eine Zeitreise zwischen Enz und Nagold«**, erschienen im Eigenverlag. Und da Friedrich Keller, Deutscher Vizekonsul in Haifa von 1878 bis 1908, aus Neuweiler im Oberamt Calw stammte, ist auch ihm ein Beitrag gewidmet. Ortskundige werden gerne in dem Buch blättern und sich in die Geschichten vertiefen.

Brigitte Kneher

Damals am Kaukasus

Ansprache bei der Buchvorstellung im Gemeindesaal am 17. November

Das neu erschienene Buch »Damals am Kaukasus« schildert das Leben der Menschen in den ehemaligen deutschen Tempelgemeinden im fernen Süden Rußlands. Uns allen ist die Entstehung der Tempelgemeinden in Württemberg und später in Palästina geläufig. Daß die religiöse Bewegung von Christoph Hoffmann, Georg David Hardegg und Christoph Paulus bis nach Rußland ausgestrahlt hat, ist weniger bekannt. Deshalb interessiert uns wohl vor allem, wie diese Siedlungen am Kaukasus entstanden waren und woher ihre Bewohner ursprünglich gekommen sind.

Bei der Mehrzahl der Siedler handelte es sich um Mennoniten, deren Vorfahren über Generationen hinweg als Bauern im Mündungsgebiet der Weichsel gelebt hatten. Sie stammten aus verschiedenen Gegenden Hollands und Norddeutschlands und waren zum Deichbau und zum Kultivieren neu gewonnenen Landes eingesetzt.

Als dann die russische Zarin Katharina II. in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Siedler in den Süden ihres Reiches einlud, waren es vor allem diese Mennoniten, die in großen Auswanderungswellen in das Gebiet der heutigen Ukraine zogen, vor allem an den Unterlauf des Dnjepr und von dort an das Flößchen Molotschna, wo nach und nach zahlreiche deutsche Bauerdörfer entstanden.

Eines dieser Dörfer hieß Gnadenfeld. Es sollte zur Keimzelle der neu entstehenden Tempelgemeinden werden. Man hatte dort um das Jahr 1858 Kontakte zur neu entstandenen Gemeinde der Jerusalemsfreunde auf dem Kirchenhardthof in Württemberg geknüpft, und die Tempelideen verbreiteten sich rasch in den Gnadenfelder Mennonitenkreisen. Allerdings stießen sie dort auch auf heftigen Widerstand konservativer Gemeindeglieder, und es kam nach einiger Zeit zu harten Auseinandersetzungen über den richtigen Glauben. Zuletzt sahen diejenigen Gemeindeangehörigen, die Templer geworden waren, keine andere Möglichkeit, ihr neues Gedankengut zu pflegen, als sich von den konservativen Mennoniten zu trennen und Gnadenfeld ganz zu verlassen.

Ihnen schlossen sich noch Siedler an, die aus religiösen und wirtschaftlichen Gründen aus Württemberg nach Rußland ausgewandert waren, und gemeinsam zogen sie 1868 in das weit entfernte Gebiet Nordkaukasiens, wo sie die Gemeinden Tempelhof und Orbeljanowka am Flößchen Kuma gründeten. Das älteste Bild, das wir von Tempelhof und dem dahinter liegenden »Kamelsberg« besitzen (aus dem Jahr 1892), haben wir auf der Umschlagseite des neuen Buches wiedergegeben.

Etwa um die gleiche Zeit waren Mennoniten von der Molotschna an den

Kuban gezogen, einen Fluß, der ins Schwarze Meer mündet, und hatten dort die sogenannten Mennoniten-Brüdergemeinden Wohldemfürst und Alexanderfeld angelegt. Innerhalb dieser neuen Siedlungen entstanden ebenfalls Gemeindekreise von Templern.

Ende des 19. Jahrhunderts sind dann weiter östlich weitere Tempelgemeinden entstanden, so die Kolonien Olgino und Romanowka. Zwei Fotoaufnahmen von dort sind auf dem Buchumschlag zu sehen: eine von der Gartenarbeit und eine andere vom Dreschplatz.

Manche unter uns mögen vielleicht fragen, weshalb sich die Menschen damals für ihren Neuanfang unbedingt dieses entlegene Gebiet des Kaukasus ausgesucht hatten. Einmal hängt dies damit zusammen, daß in dieser Region noch große unentwickelte Ländereien lagen, die vom russischen Zarenhof auf günstige Pacht abgegeben wurden; andererseits hängt die Wahl dieses Ortes auch mit einer religiösen Vorstellung zusammen, die damals viele bewegte: es sollte ein Bergungsort sein für die Gläubigen vor dem Anbruch des Tausendjährigen Reiches. Nach ihrer Vorstellung ging nämlich der Wiederkehr Christi und dem Anbruch einer Ära des Friedens und der Gerechtigkeit eine Zeit der Übel und der Vernichtung voraus, vor der man sich an einem sicheren Ort schützen wollte.

Ich denke, daß es aus meinen Worten schon deutlich geworden ist, weshalb die Tempelgesellschaft ein solches Buch herausgibt. Ähnlich wie

beim Erzählbuch »Damals in Palästina« wollen wir uns auch bei diesem Buch der Vergangenheit unserer Tempelgemeinden bewußt werden. Wir wollen anhand persönlicher Berichte und Schilderungen die Menschen einer vergangenen Zeit lebendig werden lassen, ihre damalige Lebensweise kennenlernen, ihre Einstellung zu den Wechselfällen des Lebens, ihre Werteordnung, ihren sozialen Zusammenhalt (ergänzt durch viele Informationen und Pläne).

Und wir wollen dokumentieren, daß sie Großes geleistet haben. Einstmals öde und trockene Steppe, in der nur Nomadenvölker lebten, hatten die Siedler in fruchtbare Felder und blühende Gärten verwandelt.

Es ist die Tragik des Untergangs dieser Siedlungen, daß keine denkmalgeschützten Häuser, keine alten Friedhöfe, keine Erinnerungsstätten mehr an das einstige Leben dort erinnern.

So soll nun dieses Buch zu einem Erinnerungsort werden für das Leben und das Wirken der deutschen Siedler, aber auch ein Gedenkstein für die vielen schmerzlichen Verluste an Menschenleben, die besonders die politische Willkür des diktatorischen Regimes in den zwanziger und dreißiger Jahren von ihnen gefordert hat.

Peter Lange

Das Buch kann bei der TGD zum äußerst günstigen Preis von DM 19,- bestellt werden. Wir sollten es einem möglichst weiten Leserkreis zugänglich machen. Vielleicht überlegt sich mancher, es zu Weihnachten Bekannten und Freunden zu schenken.